

JANE CASEY
Der Brandstifter

Buch

DC Maeve Kerrigan ist ehrgeizig, zielstrebig – und weiblich. Besonders letztere Eigenheit erschwert ihr den Alltag bei der Polizei, wird sie doch von ihren männlichen Kollegen nicht selten nur darauf reduziert. Erst recht im Zuge des aktuellen Falles, der das Team in Atem hält: Ein unbekannter Täter hat bereits vier junge Frauen umgebracht und die Leichen anschließend angezündet, um jede forensische Spur zu vernichten. Als ein fünftes Opfer gefunden wird – Rebecca Haworth –, ist auch Maeve am Tatort: in einem kleinen Park in Kennington im Süden Londons. Rebeccas Leiche wurde wie die der früheren Opfer in Brand gesetzt – doch irgendetwas stimmt nicht. Maeve fallen Details auf, die nicht mit dem bisherigen Modus operandi übereinstimmen. Sie vermutet einen Trittbrettfahrer.

Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit Katze Fred, ihrem Mann, einem Strafverteidiger, und dem gemeinsamen Sohn in London.

Von Jane Casey ist bereits erschienen:

Die Vermissten (37521)

Jane Casey

Der Brandstifter

Thriller

Deutsch von Franka Reinhart

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»The Burning« bei Ebury Press, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Jane Casey
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Umschlagmotiv: plainpicture/Hanka Steidle
Redaktion: Kerstin Kubitz
lf · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37520-2

www.blanvalet.de

Für Philippa

Die Gewissheit des Todes wird von Ungewissheiten
hinsichtlich Zeit, Art und Ort begleitet.

Sir Thomas Browne, *Urn Burial*

Die Untersuchung von Brandleichen ist ähnlich
problematisch wie die von Wasserleichen. In beiden
Fällen ist es besonders wichtig, die bei der Analyse
von Tatort und Leichnam gewonnenen Erkenntnisse
mit der Vorgeschichte des Toten zusammenzuführen.

Derrick J. Ponder

Sie hätte sich doch lieber zusammen mit den anderen auf den Heimweg machen sollen.

Kelly Staples betrachtete sich in dem gesprungenen, fleckigen Spiegel und versuchte, sich den Anblick zu erklären. Sollte das wirklich ihr Gesicht sein? Die Wimperntusche war unter den Augen verschmiert und hatte schwarze Schatten und Flecken hinterlassen, die sich nicht abrubeln ließen, sosehr sie sich auch mühte. Die Überreste ihres Make-ups waren an Nase und Stirn verkrustet, und die Haut sah ausgetrocknet aus. Ihr Gesicht war gerötet, und am Kinn entdeckte sie einen Pickel, der vor dem Ausgehen ganz sicher nicht dort gewesen war. Ihre Lippen waren schlaff und feucht, und mit ihrem Oberteil stimmte auch etwas nicht ... Mit großer Anstrengung beugte Kelly den Kopf nach unten und inspizierte das Malheur. Wein, dachte sie benebelt. Sie hatte sich Rotwein über die Sachen gekippt. Verschwommen erinnerte sie sich, wie sie mit hysterischem Lachen und spitzen Fingern den tiefenden Stoff festgehalten und einem Unbekannten offeriert hatte, den Wein herauszusaugen, damit er nicht verschwendet wurde. Daraufhin hatte Faye sie von ihm weggezerrt und ihr ärgerlich ins Ohr gezischt, sich gefälligst zu benehmen. Aber Kelly hatte sie daran erinnert – oder es zumindest ver-

sucht –, dass dieser Abend ja gerade den Zweck hatte, sich einmal *nicht* zu benehmen. Sie war mit ihren Freundinnen in Richmond auf Kneipentour gegangen – eine aufgebrelzelte, ziemlich beschwipste Truppe in alberner Stimmung. Das Semester war fast um, und alle hatten eine kleine Auszeit nötig. Vor allem sie selbst, da sie sich erst vor drei Wochen von P. J. getrennt hatte. Oder besser gesagt, er sich von ihr. Zwei Jahre waren sie zusammen gewesen, und er hatte sie einfach fallen lassen, um Vanessa Cobbet hinterherzurennen, dieser fetten Schlampe. Eine Träne lief Kelly über das Gesicht und glitt über die Reste ihres Make-ups.

Sie hatten zu Hause mit Wein angefangen, um ein bisschen vorzuglöhnen, wobei sich Kelly schon einige Gläser genehmigt hatte. Sie war so fertig mit den Nerven, dass sie das einfach brauchte. Außerdem kam der Abend damit gut in Schwung.

Der Raum hinter ihr schwankte und drehte sich. Kelly schloss die Augen, lehnte sich schwerfällig ans Waschbecken und wartete, dass das Schwindelgefühl nachließ. Sie hatte sich schon übergeben und gehofft, dass es ihr danach besser gehen würde. Hinter ihr knallte eine Klotür. Eine nicht mehr ganz junge, knochige Frau schob sich an ihr vorbei und warf ihr einen Seitenblick zu, der sagte: *Du bist doch noch viel zu jung für einen solchen Zustand.* Kelly traute sich nicht, es laut zu sagen, dachte aber: *Und du bist ja wohl viel zu alt für diesen Laden.*

Im Waschraum war es eng. Die zwei Toiletten und zwei Waschbecken hatte man in die hinterste Ecke der Kneipe gequetscht. Es roch beißend nach Raumspray und süßsauerlich nach erbrochenem Wein – was Kellys Anteil war. An der Einrichtung konnte man sehen, dass der letzte Umbau in den Achtzigern oder noch davor stattgefunden hatte: rosafarbene Keramik und Vorhänge mit rosa-braunem

Blumenmuster, die schlaff vor dem Milchglasfenster hingen. Der Rest des Lokals war auch nicht viel ansprechender, obwohl man bei der spärlichen Beleuchtung nicht viel davon sah. Das *Jolly Boatman* hatte eindeutig schon bessere Zeiten erlebt – so wie die meisten Gäste. Trotzdem war es ziemlich voll, und es wurde viel getrunken. Sämtliche Kneipen am Fluss waren bestens besucht; schließlich war es Donnerstagabend, der inoffizielle Start ins Wochenende. Alle waren in Feierlaune, einschließlich Kelly. Aber irgendwann war alles aus dem Ruder gelaufen. Die anderen waren schon gegangen, und sie erinnerte sich verschwommen, wie sie zu ihr gesagt hatten, sie solle mit dem Taxi heimfahren. Sie hatte mit jemandem getanzt, einem Typen, den sie nicht kannte, und Faye hatte versucht, sie zum Mitkommen zu überreden, aber sie wollte nicht. Sie hatte keine Lust dazu. Jetzt war sie mal dran, Spaß zu haben. Die anderen hatten sie gelassen und waren gegangen. Kelly konnte nicht mehr nachvollziehen, warum sie das zugelassen hatte.

»Ich bin besoffen«, sagte sie laut und versuchte, ihrem verschwommenen Spiegelbild in die Augen zu schauen. »Ich muss nach Hause.«

Der Inhalt ihrer Handtasche lag im Waschbecken verstreut. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, bis sie alles wieder eingesammelt hatte. Ihre Hände waren so ungeschickt, und da lagen so viele Dinge – ein Stift, Schminkzeug, ihr Schlüssel, ein Busfahrchein, Kleingeld –, drei Zigaretten waren aus der Schachtel gerutscht und hatten nun nasse Stellen. Von einer Tube Lipgloss hatte sich der Deckel gelöst, und während Kelly ihn mühsam aufzuheben versuchte, verschmierte sie die klebrige rote Masse auf der rosafarbenen Keramik. Für einen Moment sah es aus wie Blut.

Der Lärm und die Hitze trafen sie wie ein Schlag, als sie

die Tür öffnete. Sie wankte ein wenig und versuchte, sich zu orientieren, in welche Richtung sie gehen musste. Die Tür zur Außenwelt war irgendwo links, erinnerte sie sich vage und begann, sich durch die Menge zu schieben. Sie gab sich alle Mühe, gerade zu gehen und nüchtern zu wirken, indem sie die Schultern straffte und den Kopf aufrecht hielt, doch außer sich selbst konnte sie damit niemandem etwas vormachen.

Rings um die Tür war das Gedränge noch dichter, da immer wieder Raucher hinaus auf die zum Fluss hin gelegene Terrasse gingen oder von dort wieder hereinkamen.

»Entschuldigung«, murmelte Kelly und versuchte vergeblich, sich an einem stämmigen Mann vorbeizudrängen, der trotz ihrer Bemühungen keine Anstalten machte, ihr aus dem Weg zu gehen.

»Brauchst du ein Privattaxi, Süße? Da könnte ich vielleicht helfen«, sagte eine Stimme dicht an ihrem Ohr, während sich ein Arm um ihre Taille schlang. »Höchste Zeit heimzufahren, junge Dame.«

Willenlos ließ sie sich von ihm zügig und gekonnt durch die Menge manövrieren, bis sie schließlich an die frische Luft gelangten. Die Nacht war klar, kalt und ruhig und schon spürbar frostig.

Als sie sich umdrehte und ihrem Helfer danken wollte, stand sie einem Fremden gegenüber, der so alt war wie ihr Vater oder noch älter. Kelly versuchte, dem Mann ins Gesicht zu sehen, das vor ihren Augen auf und ab schwankte. Sie erkannte eine randlose Brille, unnatürlich dunkel wirkendes Haar und einen Schnauzbart über einem Mund, der zu ihr sagte: *Wo wohnst du denn mein Auto steht gleich um die Ecke komm doch mit und ich bring dich nach Hause kein Problem ist gar nicht weit hab sowieso nichts Besseres zu tun gib mir mal deine Tasche prima na siehst du ist das*

dein Schlüssel ich pass auf dich auf keine Sorge. Du solltest nicht allein unterwegs sein im Moment ist das ja wirklich nicht ratsam.

Kelly folgte dem Mann gehorsam. Eigentlich hätte sie sich lieber ihre Tasche wiedergeholt und sich allein auf den Heimweg gemacht, aber irgendwie erschien es ihr einfacher, sich ihm anzuschließen. Zum einen taten ihr die Füße höllisch weh; die Plateaustiefel, die zu Hause noch so toll ausgesehen hatten, rieben jetzt entsetzlich an Zehen und Fersen, und der rechte drückte schmerzhaft an der Wade. Für einen langen Fußmarsch waren die Absätze definitiv zu hoch. Und natürlich hatte er Recht, wenn er sagte, dass es viel zu unsicher war, nachts allein unterwegs zu sein.

Eigentlich war er doch ganz nett, dachte Kelly benommen. Er war höflich, aufmerksam und hatte gute Manieren. So wie ältere Herren eben sind, ganz Gentleman. P. J. hatte ihr nie die Hand gereicht. Er hatte ihr auch nie die Autotür aufgehalten und gewartet, bis sie diese nach dem Hinsetzen wieder zugemacht hatte (zugegebenermaßen ein bisschen schwerfällig, aber andererseits wusste er sich auch wieder perfekt zu benehmen, indem er statt auf ihren hochgerutschten Rock stur geradeaus schaute).

Normalerweise stieg sie in Taxis immer hinten ein, aber da der Mann die Beifahrertür öffnete, wollte sie ihn nicht vor den Kopf stoßen.

Er stieg ein, ließ den Motor an und half ihr vor dem Losfahren mit dem Sicherheitsgurt. Er ließ den Motor unnötig laut aufheulen, sodass das Geräusch zwischen den Häuserfronten wiederhallte.

»Ist es okay, wenn ich rauche?«, fragte Kelly forsch und war überrascht, als er nickte. Im Auto roch es nach Pfefferminze und Tannen-Duftbäumchen. Zwei intensive Gerüche, die den leichten Benzindunst im Auto gerade so eben

überdeckten. Vermutlich hatte er sich beim letzten Tanken etwas über die Schuhe geschüttet. Wie ein Raucher wirkte er nicht. Aber da er es gestattete, hatte er offenbar nicht *allzu* viel dagegen.

Die einzige trockene Zigarette in ihrer Schachtel war die letzte, die Glückszigarette, die Kelly beim Öffnen der Packung immer anders herum drehte, sodass sie wie ein kleiner weißer Soldat zwischen den hellbraunen Filtern der anderen hervorstach. Sie nahm sie heraus, schob sie sich zwischen die Lippen und umschloss aus Gewohnheit das Feuerzeug mit ihren Händen, obwohl kein Lüftchen wehte. Sie hatte die Flamme zu groß eingestellt und versengte sich beinahe den Pony daran.

»Scheiße.« Sie blinzelte ein paar Mal erschrocken und warf dann dem Fremden einen schuldbewussten Blick zu. »Sorry, ich sollte nicht fluchen.«

Er zuckte die Schultern. »Stört mich nicht. Wie heißt du eigentlich?«

»Kelly.« Sie klappte die Sonnenblende herunter, begutachtete sich im Spiegel und zupfte ihren Pony zurecht. »Und wie heißen Sie?«

Er zögerte kurz und sagte dann: »Dan.«

»Woher kommen Sie denn? Aus Birmingham?« Sein Dialekt klang nach Mittelengland, dachte sie. Doch er schüttelte den Kopf.

»Hier aus der Gegend.«

»Ach so?«

Er nickte und blickte starr auf die Straße. Kelly sah ebenfalls aus dem Fenster und betrachtete die Geschäfte, an denen sie vorbeikamen. Sie runzelte die Stirn.

»Hier sind wir aber nicht richtig.«

Er antwortete nicht.

»Wir sind falsch hier«, wiederholte sie. Es war ihr unan-

genehm, sich zu beklagen, wo er doch so hilfsbereit war. »Sie haben sich verfahren. Sie hätten vorhin links fahren müssen, nicht geradeaus.«

»Der Weg hier ist besser.«

»Ist er nicht«, entgegnete Kelly verärgert. »Ich werde doch wohl wissen, wie man am besten zu mir nach Hause kommt.«

Statt einer Antwort wechselte er den Gang und beschleunigte.

»He«, rief sie erschrocken und stützte sich am Armaturenbrett ab, das sich ziemlich verdreht anfühlte. »Können Sie nicht langsamer fahren?«

Der Wagen polterte die Straße entlang, ein ganzes Stück zu schnell für ihren Geschmack. Er wirkt nervös, dachte sie und versuchte, ihn blinzeln zu fixieren. Seine Lippen waren aufgesprungen, und er fuhr immer wieder mit der Zunge darüber. Kellys Lippen fühlten sich daraufhin ebenfalls trocken an, sodass sie aufpassen musste, nicht dasselbe zu tun. Urplötzlich fing sie an zu frieren, der Alkoholnebel lichtete sich, und nüchterne Angst trat an seine Stelle. Worauf hatte sie sich da bloß eingelassen? Ihre Mutter hatte ihr doch immer wieder eingeschärft, keinem Fremden zu vertrauen. Und nun fuhr sie in dieser finsternen Donnerstagnacht mit einem Mann, den sie nie zuvor gesehen hatte, in seinem Auto wer weiß wohin. Bei ihrem Dad hatte sie in der Zeitung eine Überschrift gelesen, dass gerade ein Frauenmörder sein Unwesen trieb. Vier junge Frauen waren schon ermordet und verbrannt worden. Junge Frauen wie sie. Die Polizei hatte keine Ahnung, wer der Mörder war oder wie sie ihn fassen konnte. Er lief frei herum und machte Jagd auf schutzlose Frauen, die allein unterwegs waren. Selbst Kelly, die sich sonst nie um die Nachrichten kümmerte, hatte von ihm gehört. Obwohl es gar nicht all-

zu spät war und immer noch Leute auf der Straße zu sehen waren, fühlte sich Kelly so einsam wie nie zuvor.

»Hören Sie, lassen Sie mich einfach hier aussteigen. Ich möchte lieber zu Fuß gehen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nun bleib mal locker.«

An einer Ampel kam der Wagen surrend zum Stehen. Kelly tastete nach dem Türgriff.

»Der ist kaputt«, sagte er, ohne sie anzuschauen. »Die Tür geht nur von außen auf. Und jetzt mach mal halblang, ja?«

»Ich will aber aussteigen!« Ihre Stimme klang jetzt geizt, nahezu hysterisch, und der Fahrer verzog das Gesicht.

»Jetzt krieg dich bloß ein. Ich halte ja gleich an und lasse dich raus, wenn du unbedingt willst.« Er bog in eine enge Anwohnerstraße ein, die vollkommen zugeparkt war. »Hier ist keine Lücke frei. Mal sehen, ob es weiter unten besser aussieht.«

»Weiter unten« war eine schmale Einfahrt zwischen Gartengrundstücken, eine kaum einsehbare Sackgasse, wie Kelly mit panischem Schrecken erkannte. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als das Auto schließlich zum Stehen kam.

»Was ist los? Wieso halten Sie an?«

»Ich dachte, du wolltest aussteigen? Ich kann dich hier rauslassen.« Er stellte den Motor ab und schaltete das Licht aus. Jetzt war es ringsherum stockdunkel. Kelly konnte ihn nur noch schemenhaft neben sich erkennen. Voller Angst nahm sie den Pfefferminzgeruch und den leichten Benzindunst wahr; sie dachte an die Frauen, deren Leichen irgendwo abgeladen worden waren, an den Mörder in den Schlagzeilen, wo er »der Brandmörder« hieß. Sie hörte, wie er sich bewegte, und konnte in

der Dunkelheit des Autos nicht ausmachen, ob er sich ihr näherte. Ohne nachzudenken, ohne sich überhaupt ihrer Bewegung bewusst zu werden, langte sie nach unten und holte das Messer hervor, das sie von ihrem kleinen Bruder bekommen hatte, das Messer, das er in der Schule immer bei sich trug, falls er mal in eine Auseinandersetzung geriet, das Klappmesser mit der schmalen Klinge und der gefährlich scharfen Spitze, das ihr schon seit Stunden auf den Knöchel drückte. Es war so finster im Auto, dass sie nicht einmal sehen konnte, wie sie damit ausholte und auf die weiche Stelle unter dem Brustkorb und oberhalb des Gürtels zielte. Noch bevor er überhaupt reagieren konnte, war das Messer in seinem Körper und wieder draußen und dann alles noch einmal, obwohl er versuchte, nach der Klinge zu greifen, als Kelly das Messer wieder herauszog. Es war jetzt dunkel und nass, der Mann wimmerte, sie konnte ihn und das Blut riechen – es roch süßlich wie an einem heißen Sommertag beim Schlachter. Er hatte sich in die Hose gepinkelt, und sie merkte, dass sie schrie, während ihr Herz so laut hämmerte, dass sie ihre eigenen Worte nicht verstehen konnte. Aber sie wiederholte diese Worte ununterbrochen und kletterte über den Sitz in den Fond des Wagens, tastete panisch nach dem Türgriff und stürzte ins Freie. Sie handelte rein instinktiv, ihre Hände waren blutverschmiert, ihre Knie gaben nach, als sie in den albernem Schuhen zu rennen versuchte. An die wundgeriebenen Füße dachte sie nicht mehr. Immer wieder sagte sie die Worte vor sich hin, als sie durch die Gasse in Richtung der Häuser humpelte, wo sie auf Hilfe hoffte. Ihr Atem rasselte in den Lungen, als hätte er rostige Sägezähne. Sie sagte sie auch zu der Frau, die an die Tür kam und bei ihrem Anblick aufschrie, sie sagte sie der Polizei, die den Notruf entgegennahm, und später den Ärzten und

Schwestern im Krankenhaus, wo sie untersucht wurde. Es war das Einzige, dessen sie sich sicher war und was sie am Leben erhalten hatte.

»Nicht ich. Ich will nicht die Nächste sein. Nicht ich. Nicht ich.«

I

Maeve

Als das Telefon klingelte, wusste ich weder, wo ich war, noch, was ich dort zu suchen hatte. Ich begriff nicht einmal, dass es das Telefon war, was mich geweckt hatte. Ich tauchte aus tiefsten Tiefen wieder an die Oberfläche und öffnete ein Auge, während ein Teil meines Hirns krampfhaft versuchte herauszufinden, was mich gestört hatte, und ein anderer fieberhaft überlegte, wie sich der Lärm abstellen ließ. Er ging jetzt in ein leises Rütteln über und kam von meinem Handy, das nachdrücklich auf dem Nachttisch vibrierte, begleitet vom schrillsten und nervigsten Klingelton, den ich hatte finden können. Ich tastete im Dunkeln nach der Lärmquelle, stieß jedoch nur dagegen und schubste sie vom Tisch. Das Telefon landete mit dem Display nach unten auf dem Teppich, wo es zwar noch klingelte, aber wenigstens nicht mehr so laut war. Streifschuss, kein Treffer. Zu allem Überfluss kam ich jetzt noch schlechter an die Ursache des Übels heran. Ich beugte mich gefährlich weit aus dem Bett und harkte mit den Fingern über den Teppich, um es zu fassen zu kriegen.

»Mmpf!«

Obwohl das Gemurmel größtenteils vom Kissen geschluckt wurde, wollte Ian damit wohl sagen: »Nun geh doch endlich ran an das verdammte Handy.« Genau das

dachte ich ja auch gerade. Abgesehen von *Wie spät ist es eigentlich?* und *Was will denn dieser Idiot von mir?*

Schließlich bekam ich es zu fassen und drückte wild darauf herum, bis das blöde Klingeln endlich aufhörte. Dann versuchte ich etwas auf dem Display zu erkennen. LANGTON. Rob. Ich schielte auf die Uhrzeit und entzifferte 03.27. Es war morgens halb vier, und Detective Constable Rob Langton hatte versucht, mich zu erreichen. Jetzt erst wachte ich richtig auf, mein Hirn kam allmählich in die Gänge, doch mein Mund hatte mit dem geänderten Plan noch seine Schwierigkeiten und kam nicht so recht mit. Als ich mich meldete, war meine Zunge so schwer, als hätte ich die letzten – ich musste rechnen – dreieinhalb Stunden in der Kneipe zugebracht, statt meinen wohlverdienten Schlaf zu genießen. Dreieinhalb Stunden. Das waren insgesamt sechs Stunden Schlaf in den vergangenen zwei Tagen. Ich kniff die Augen zu und wünschte, ich hätte auf diese Rechnung verzichtet. Von Zahlen untermauert fühlte sich alles noch viel schlimmer an.

»Hab ich dich geweckt, Kollegin?« Diesen Manchester-Dialekt würde ich immer und überall erkennen.

»Blöde Frage. Was gibt's denn?«

Eigentlich wusste ich längst, worum es ging. Es gab nur zwei Möglichkeiten, warum mich Rob Langton um diese Zeit anrief und sich aufgeregt anhörte. Variante eins: Es gab eine neue Leiche. Variante zwei: Der Mörder war gefasst. In beiden Fällen würde ich nicht so bald wieder zum Schlafen kommen.

»Wir haben ihn.«

»Ist nicht dein Ernst.« Ich setzte mich im Bett auf, machte das Licht an und ignorierte das unwillige Schnaufen neben mir, während ich blinzelnd versuchte, mich zu konzentrieren. »Wie und wo denn?«

»Wir hatten freundliche Unterstützung von einer netten jungen Dame. Sie ist ein bisschen durch die Kneipen gezogen und hat mit einem scharfen Gegenstand verhindert, dass sie das nächste Opfer des Brandmörders wird.«

»Aber er ist doch nicht tot?« Mein Herz hämmerte. Wenn er tot war, dann war's das. Keine Antworten. Kein Prozess.

Keine Gerechtigkeit.

»Nee, er wird's schaffen. Im Moment flicken sie ihn im Krankenhaus wieder zusammen. Zwei Stichverletzungen im Unterleib, sie hat ihm den Darm aufgeschlitzt.«

»Autsch.«

»Ja, hätte keinem Netteren passieren können.«

»Kennen wir ihn?« Ich rieb mir mit dem Handballen die Augen und unterdrückte ein Gähnen.

»Nein, völlig unbekannt. Nie polizeilich aufgefallen und nicht im Blickfeld der Ermittlungen.«

Ich seufzte. Das waren keine besonders guten Neuigkeiten. Also waren wir nicht einmal nahe dran gewesen, ihn zu erwischen, sondern hatten einfach nur Glück gehabt. Und das Mädchen natürlich noch viel mehr. Normalerweise fand ich es nicht so toll, wenn Leute mit einem Messer in der Tasche herumliefen. Aber angesichts der vielen toten Frauen, die ich in den letzten Wochen gesehen hatte, war das vielleicht doch keine so schlechte Idee.

»Er heißt Vic Blackstaff. Hatte seine Ausweispapiere bei sich – Führerschein, Firmenausweis. Er ist Mitte fünfzig, arbeitet im Schichtbetrieb bei einem Callcenter in Epsom und wohnt in Peckham. Fährt auf dem Heimweg durch Südwest-London, und zwar in den ganz frühen Morgenstunden. Reichlich Gelegenheit.«

»Älter, als wir dachten«, merkte ich an. »Schichtarbeit passt aber ins Bild. Wo ist es passiert?«

»In Richmond.«

»Ziemlich weit weg von der üblichen Gegend. Bisher hat er sich doch auf Kennington und Stockwell beschränkt und ist nie bis Richmond gekommen.« Ich runzelte die Stirn.

»Ja, aber in seinem angestammten Gebiet wimmelt es doch inzwischen von Polizei. Von daher ist es nachvollziehbar, dass er sein Territorium verlässt, oder?« Rob klang so überzeugt, dass ich nicht weiter nachhakte. Und wie sollte man sich denn bitteschön in einen Serienmörder hineinversetzen?«

»Im Moment haben sie sein Auto in der Mangel«, fügte Rob hinzu. »Wir warten dann im Krankenhaus.«

»Wer ist wir?«

»Der Chef und ich. Und Detective Inspector Judd, leider. Wir wollen die junge Dame vernehmen, sobald die Ärzte uns zu ihr lassen. Sie wird gerade noch untersucht.«

»Wie geht es ihr? Wird sie ...«

Es widerstrebte mir, den Satz zu beenden. Wird sie es schaffen? Ist sie schwer verletzt? Hat sie Verbrennungen? Wie weit ist er gekommen?

»Es geht ihr ganz gut, abgesehen von den Nerven. Mit ihr ist alles in Ordnung, aber wir durften noch nicht mit ihr reden. Sie sagt, dass sie noch nicht so weit ist.« Rob hörte sich ungeduldig an, und das ärgerte mich. Warum sollte sie sich nicht erst einmal sammeln dürfen, bevor sie mit der Polizei sprach? Bestimmt stand sie unter Schock. Was sie jetzt vor allem brauchte, war ein einfühlsamer Gesprächspartner. Und wer wäre dafür besser geeignet als ich? Energie strömte in meine müden Glieder, und Adrenalin verscheuchte die Müdigkeit, um die ich mich später wieder kümmern würde, sobald ich Zeit dazu hatte. Drei Stunden Schlaf waren vorerst völlig ausreichend. Inzwischen war ich aufgestanden und stolperte auf wackeligen Beinen

zur Tür. Sie schmerzten, als hätte ich am Tag zuvor einen Marathon absolviert.

»Ich bin gleich da. Vielleicht lassen sie mich ja mit ihr reden.« Die einzige Frau im Dunstkreis von Chief Superintendent Godley zu sein, hatte zwar nicht unüberschaubar viele Vorteile, war aber hin und wieder ganz praktisch.

»Warum überrascht mich das jetzt nicht? Von null auf hundert in zehn Minuten, das bist ganz du.«

»Deswegen hast du mich doch angerufen, oder nicht?« Ich war unterdessen im Badezimmer angekommen und überlegte, ob ich es riskieren konnte, mit dem Hörer am Ohr zu pinkeln. Aber das würde er sicher mitbekommen. Also besser warten.

»War mir doch klar, dass du dabei sein willst.« Das war natürlich nur ein Teil der Wahrheit, denn allen Beteiligten kam es ausgesprochen gelegen, wenn ich dazukam. Ich konnte Robs Grinsen förmlich hören. Manchmal war er echt ein blasierter Idiot, aber ich verzieh ihm das, denn schließlich wollte ich tatsächlich dabei sein. Und ohne seinen Anruf hätte ich alles erst aus den Nachrichten erfahren.

»Welches Krankenhaus?«

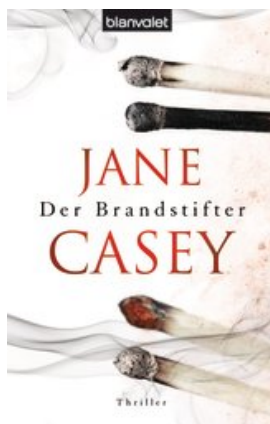
»Kingston.«

»Bin in einer halben Stunde da«, versicherte ich, ohne darüber nachzudenken. Von Primrose Hill bis Kingston war es ziemlich weit, und ich gehörte dringend unter die Dusche. Mein Haar klebte schon am Kopf. Ausgeschlossen, dass ich mit ungewaschenen Haaren aus dem Haus ging. Nicht schon wieder. »Sagen wir lieber vierzig Minuten.«

»Wir sind auf der Intensivstation. Handys sind also aus. Ruf die Anmeldung an, wenn du uns suchst.«

»Alles klar.«

Ich stellte vorsorglich die Dusche an, ehe ich zur Toilette ging. Aber als ich in das mit Schieferfliesen ausgeklei-



Jane Casey

Der Brandstifter

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37520-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2012

Wie findet man einen Mörder, der jede Spur in Asche legt?

Die Zeitungen nennen ihn den »Burning Man« – ein brutaler Killer, der bereits vier Frauen erst zu Tode prügelte und ihre Körper dann in abgelegenen Winkeln Londons zur Unkenntlichkeit verbrannte. Detective Constable Maeve Kerrigan ist Teil des Ermittlerteams, das den Täter zur Strecke bringen soll. Doch wie findet man einen Mörder, den niemand je zu Gesicht bekommen hat? Und der jede Spur hinter sich in Asche legt?